

MARC RIES, HILDEGARD FRAUENEDER, KARIN MAIRITSCH (Hg.)

dating.21

Liebesorganisation und Verabredungskulturen

<http://observer.guardian.co.uk/international/story/0,6903,1436411,00.html> [Stand: 19.09.2006].

Van den Besselaar, Peter/Koizumi, Satoshi (2005): *Digital Cities III, Information Technologies for Social Capital: Cross-cultural Perspectives*. Berlin/Heidelberg: Springer.

Wahrig (1997): *Deutsches Wörterbuch*. Gütersloh: Bertelsmann.

Winsemann, Bettina (2005): »Vorbefragte will ich nicht treffen«. Safer Dating US-Style«. In: *Telepolis – Magazin der Netzkultur* vom 14.2.2005. www.heise.de/tp/r4/artikel/19/19439/1.html [Stand: 22.10.2006].

Wirth, Louis (1974, orig. 1938): »Urbanität als Lebensform«. In: Ulfert Herlyn (Hg.), *Stadt- und Sozialstruktur. Arbeiten zur sozialen Segregation, Ghettobildung und Stadtplanung*; 13 Aufsätze, München: Nymphenburger Verlagshandlung, S. 42–67.

LIEBESKOMMUNIKATION IN DATENLANDSCHAFTEN

LUTZ ELLRICH/CHRISTIANE FUNKEN

Unter den zahlreichen neuen Informations- und Kommunikationsmöglichkeiten, die die Computertechnik eröffnet, zählt die Anbahnung von Liebesbeziehungen per Internet zu den umstrittensten. Zwischen »Love Offline« und »Love Online« (Ben-Ze'ev 2004) liegen – wie man glauben könnte – Welten. Verfechter und Gegner der Dating-Praxis kämpfen mit Argumenten, welche die reichlich erlahmte Debatte um das Verhältnis von Privatsphäre und Öffentlichkeit neu aufleben lassen und mit überraschenden Facetten versehen. Einerseits stehen die Dating-Foren im Verdacht, Entfremdung und »Selbstverdinglichung« (Honneth 2005: 105; Illouz 2006: 124, 147) des modernen Menschen auf die Spitze zu treiben, und andererseits gelten sie als Arenen, in denen die zeitaufwändige und psychisch strapaziöse Suche nach einem geeigneten Partner weit erfolgreicher und effizienter gestaltet werden kann, als dies mit den herkömmlichen Mitteln möglich war. (Vgl. Orr 2004; Bühler-Ilieva 2006)

I. Sichtweisen und Befunde

Das zentrale Problem, an dem sich die Geister scheiden, liegt offenbar darin, dass im Umgang mit den verschiedenen Spielarten¹ des Internet-Datings sowohl die strategische Anlage der Partnerwahl als auch die kommerziellen Aspekte des Geschehens (jetzt selbst für unreflektierte Akteure) in einer Deutlichkeit hervortreten, die bislang nur durch entlarvende Hintergrundanalysen professioneller Psychologen und Soziologen mit extremen Aufklärungsabsichten oder zynischen Beobachterperspektiven zu gewinnen war. Dieser Umstand versetzt aber eher die wissenschaftlichen und politischen Beobachter in Unruhe als die unmittelbar betroffenen Individuen. Sie haben – wenn überhaupt – andere, viel konkretere Ansprüche und Sorgen.

¹ Dass es sich um ein äußerst heterogenes Feld und eine breite Angebotspalette handelt, darf auch bei dem Versuch, einige generelle Aussagen zu machen, nicht außer Acht gelassen werden.

Erste empirische Untersuchungen legen folgende Diagnose nahe: Die Nutzer und Nutzerinnen (und dies gilt für die arglosen ebenso wie für die abgebrühten) sind sich durchaus im Klaren über das erhöhte Risiko, das mit den computerbasierten Methoden der Partnersuche verbunden ist. Man bemerkt das angestiegene Gefahrenpotential und sieht zugleich – darin liegt der entscheidende Anreiz – das erweiterte Spektrum an Chancen. Die Vor- und Nachteile des Datings werden aber von den Betroffenen zumeist nicht mit dem strukturellen Eigensinn von Liebeskommunikationen oder mit paradoxalen Effekten strategischer Einstellungsmuster² in Verbindung gebracht, sondern erstens auf die (Fehl-)Leistungen spezieller Suchprogramme³ und zweitens auf die drastisch reduzierte Form der medialen Kontaktaufnahme bezogen.⁴ Zu Gunsten einer derartigen Reduktion spricht zunächst einmal der Umstand, dass sie zu einer extrem niedrigen Zugangsschwelle führt, die auch von schüchternen und unattraktiven Personen leicht überwunden werden kann. Zudem stimuliert das Anonymität gewährende Setting die Nutzer/-innen zur Preisgabe von Informationen und Selbstdeutungen, die unter den Bedingungen des alltäglichen ›Real Life‹ in Frühphasen des Kennenlernens kaum offen geäußert würden.⁵ Diese Enthemmung kann ein starkes Gefühl der Befreiung auslösen und die Investition von Gefühlen und Erwartungen beträchtlich stimulieren. Andererseits weckt die Distanz und Körperlosigkeit des Internet-Kontakts aber auch leicht Bedenken und Skepsis. Die Frage, ob man vom Anderen getäuscht wird oder gar in die Fallen der Selbsttäuschungen gerät und allzu bereit ist, sich in wohligen Illusionen zu wiegen, kommt fast unweigerlich auf und lässt sich nicht befriedigend beantworten – schon gar nicht durch gründliche bzw. abgründige Spekulationen; sie lässt sich allenfalls durch ein Treffen im ›wirklichen Leben‹ beseitigen oder durch forcierten rhetorischen Online-Aufwand in eine

- 2 Auf diese beiden Deutungen kommen wir noch im Detail zu sprechen.
- 3 Hier steht die Eignung bestimmter Profile für den Datenabgleich zur Diskussion. Wichtig ist die Trennschärfe und Signifikanz der einzelnen Bestimmungen innerhalb des jeweiligen Profils; denn von diesen Größen hängt es ab, ob die Suche eine ›kundengemäße‹ Trefferquote liefert oder nicht.
- 4 Vgl. die Präsentation des Forschungsstandes bei Schonfield (1998), Döring (2003), Ben-Ze'ev (2004) und Bühler-Ilieva (2006). Aufschlussreich sind auch die methodisch allerdings recht unbekümmerten Studien von Orr (2004).
- 5 Diese Auswirkung der Anonymität ist allerdings nicht überraschend. Schon Georg Simmel hat darauf hingewiesen, dass (z.B. auf Zugreisen) die Bereitschaft besteht, Fremden gegenüber weit weniger diskret zu sein als gegenüber Partnern, Freunden und Bekannten.

mehr oder weniger penetrante Begleiterscheinung verwandeln, die unter günstigen Umständen ignoriert werden kann. Eine solche Steigerung des kommunikativen Einsatzes banalisiert freilich nicht allein den Zweifel als Dauergast, sie senkt zugleich auch die verschwenderische Lust, den Anderen mit Vertrauensvorschüssen zu locken. So verstricken sich die Beteiligten Schritt für Schritt in diffuse Beziehungen, deren Relevanz und Tragfähigkeit sich trotz hoher Kontaktdichte nicht feststellen lässt.⁶ Plötzlich erzeugt die Online-Verbindung eine Art chronischen Stress, der von den Akteuren dann als Belastung erlebt und zu jenen Gefahren der Dating-Praxis gerechnet wird, denen man nur durch ein energisches und zielorientiertes Handeln ausweichen kann.⁷ Dazu ist es erforderlich, die Stufen der Kontaktrealisierung hinreichend zügig zu passieren und das Datenfeld der medialen Annäherung Zone um Zone bis zur direkten Begegnung zu durchschreiten, ohne der Fantasie mehr Nahrung als nötig zu bieten⁸: zunächst Austausch von Texten und Fotografien, sodann Telefongespräche und schließlich Verabredung zum Offline-Date.⁹ Dass auch bei diesem Vorgehen Enttäuschungen nicht ausbleiben können, liegt auf der Hand. Die wortreichen Klagen der Betroffenen, denen die einschlägige Forschung gerne ihr Ohr leiht (vgl. Illouz 2005: 142ff.), haben mittlerweile in einer reichhaltigen Ratgeberliteratur zum gedeihlichen Umgang mit dem Begegnungsfrust Resonanz gefunden. Den Angaben über die Schwierigkeiten und Desaster der Dating-Praxis steht allerdings eine Reihe von Erfolgsmeldungen gegenüber. Aus Internetkontakten sind of-

- 6 Döring spricht in diesem Zusammenhang von »Rahmungskonflikten«, »Rahmungsdifferenzen« und »Beziehungen mit unklarem Status« (2003: 250, 256).
- 7 Es darf allerdings nicht übersehen werden, dass in vielen Fällen diese gleichsam ›schwelenden‹ Beziehungen im Netz über Monate und Jahre aufrechterhalten werden. Teils handelt es sich dabei um Parallelbeziehungen von Personen, die verheiratet sind oder in relativ festen Beziehungen leben und hier eine romantische Kompensation ihrer Alltagswelt betreiben, teils um Kontaktspiele, die gerade durch die zeitlich gedehnte und im Virtuellen bleibende Form eine hohe narzisstische Befriedigung gewähren.
- 8 Das Problem, welches mit der Produktion überschüssiger Fantasien einhergeht, ist spätestens seit der Romantik (vgl. Lenz 1998; Bierhoff/Grau 1999; Ellrich 2000; Illouz 2003) ausgiebig diskutiert worden. Die wohl geistreichsten Kommentare im 20. Jahrhundert haben Ernst Bloch mit seiner Bestimmung der »Aporien der Verwirklichung« (1959: 217ff.) und Jacques Lacan mit seiner Theorie des Begehrens (1975: 165ff.) geliefert.
- 9 Dieser ›Chat-typische‹ Transformationsprozess lässt sich mit dem Begriff des »erfolgreichen Scheiterns« charakterisieren, der in der Netzwerktheorie verwendet wird, um die Verwandlung von Netzwerken in Organisationen zu bezeichnen. Vgl. Funken (2003: 291).

fenbar reibungslos zahlreiche passende Partnerschaften mit günstigen Stabilitätswerten hervorgegangen. Die Bilanz, die Gelingen und Scheitern, Erwartung und Enttäuschung ins rechte Verhältnis zu setzen sucht, scheint mindestens ausgeglichen zu sein. Aber angesichts der Bewegung, die in der Dating-Szene herrscht, käme ein abschließendes Urteil, das sich auf die derzeit gesammelten Bekundungen von Betroffenen stützt und geradewegs Prognosen stellt, wohl zu früh.

Tiefen-Interviews mit den Nutzern von Dating-Foren sowie die Auswertung vorhandener Statistiken über Erfolge bzw. Misserfolge der neuen Begegnungsformen und Kontaktmöglichkeiten sind wichtige Forschungsaufgaben und die laufenden Studien verdienen angemessene Unterstützung. Empirische Bestandsaufnahmen sind aber nur dann wirklich ergiebig, wenn sie in einen theoretischen Rahmen eingebettet werden, der die gesamtgesellschaftliche Situation, in der die Dating-Praxis sich etabliert hat, berücksichtigt.¹⁰ Weithin besteht unter Sozialwissenschaftlern Konsens darüber, dass wir es heute mit einer »strukturverändernden Medialisierung« des sozialen Feldes zu tun haben. Gemeint ist damit

»ein grundsätzlicher Wandel der Sozialintegration moderner Gesellschaften [...], in dessen Verlauf die klassischen, norm- und wertsetzenden sowie Zugehörigkeit definierenden Institutionen (Schule, Religion, Armee, Parteien, soziokulturelles Milieu) im Zuge der funktionalen Differenzierung und Individualisierung an Bedeutung verlieren und durch sinn(re)produzierende Medien überformt werden« (Imhof 2003: 407)

Vor dem Hintergrund dieser plausiblen Annahme stellt sich nun folgende Frage: In welchem Sinne verändert die computerbasierte Medialisierung der Liebeskommunikation unsere Vorstellungen und Diskurse über Partnersuche und Beziehungspflege, über das Gefühl der Liebe generell und seine körperliche »Realisierung« in der Sexualität?

Zu den auffälligsten Merkmalen des Online-Datings gehört es, dass hier die üblichen Verlaufsformen des Kennenlernens bzw. der Erregung

10 Eine solche Verknüpfung von Empirie und Theorie ist auch deshalb unverzichtbar, weil die erhobenen Daten stets aus einem theoretischen Vorverständnis heraus interpretiert werden. Dies gilt insbesondere für Themenbereiche, deren Brisanz und Strittigkeit unmittelbar ersichtlich ist. So dürften die Bereiche Liebe, Sexualität, Partnerschaft, Beziehung, Ehe etc. und ihre komplexen kommunikativen und körperlichen Aspekte zu den heikelsten, mit subjektiven Vorurteilen und Deutungen geradezu getränkten Beständen der Forschung gehören. Zu Recht bemerkt Döring (2003: 236f.) daher auch, »dass die bisherige Forschung [über Liebesbeziehungen] nicht selten implizit normativ ist« und die »Internet-Liebesbeziehung von vorne herein als eine Art Defizit-Liebe erscheinen« lässt.

von (erotisch konnotierter) Aufmerksamkeit regelrecht auf den Kopf gestellt werden: »Wo Anziehung normalerweise dem Wissen vom anderen vorausgeht, geht [im Netz] Wissen der Anziehung oder zumindest der physischen Präsenz und Verkörperung romantischer Interaktionen voraus.« (Illouz 2006: 120)¹¹ Im Kontext umfassender gesellschaftstheoretischer Analysen (man denke z.B. an die Systemtheorie und die Kritische Theorie der Frankfurter Schule) lassen sich Überlegungen anstrengen, welche auf die Diagnose hinauslaufen, dass gerade diese Verkehrung weder ein funktionales Äquivalent zur gängigen Signalisierung sexuell grundierter Bindungsbedürfnisse oder -interessen bereitstellt noch eine reizvolle, das Liebesspiel sinnvoll erweiternde Alternative zu den notorischen Anbahnungswegen bietet. Beide theoretischen Perspektiven machen in höchst unterschiedlicher Weise darauf aufmerksam, dass mit der zunächst recht harmlos erscheinenden Umdisposition einer üblichen Praxis Probleme erzeugt werden, die nicht auf den ersten Blick sichtbar sind. Die Akteure geraten nämlich, ohne dass sie es bemerken, in Fallen und paradoxe Konstellationen, die ihre erklärten Absichten untergraben.

Aus systemtheoretischer Sicht wird mit dem Aufschub der Wahrnehmung (körperlicher Eigenschaften des Anderen) der Liebeskommunikation eine Last aufgebürdet, die sie nur dann tragen kann, wenn zusätzliche Stützkonstruktionen verfügbar sind. Die Nachdrücklichkeit, mit der diese Bedenken von Seiten der Systemtheorie vorgetragen werden, mag für manche ihrer Liebhaber und Verächter überraschend sein. Aber es ist kein Wunder, wenn eine Theorie, die Kommunikationen und eben nicht Handlungen zu den Letztelementen der Gesellschaft erklärt, besondere Sensibilität für Lagen und Situationen entwickelt, in denen betroffene Individuen dazu neigen, die Leistungsmöglichkeiten von Kommunikation zu überschätzen und das Vertrauen in den textuellen oder verbalen Austausch zu überziehen.

Aus der Warte des Theoriedesigns, dessen sich Forscher im Umkreis der Frankfurter Schule bedienen, kommen selbstverständlich ganz andere Probleme in den Blick. Hier werden verschiedene Modi des kommunika-

11 Döring (2003: 244f.) fasst die Erfahrungen der »Beteiligten« mit der Formel »Kennenlernen von innen nach außen (anstatt von außen nach innen)« zusammen. Diese Version des Kennenlernens ist allerdings nicht völlig neu. Brieffreundschaften über Kontinente oder die Mauern geschlossener Anstalten hinweg sind bekannte, wenn auch wenig erforschte Phänomene. – Dieses Vorschalten von symbolisch vermitteltem Wissen betrifft im Netz auch und gerade die Zuschreibung des Geschlechts (vgl. Funken 1999: 96), dessen Identifikation zwar als Startdifferenz benutzt wird, aber erst im Laufe des kommunikativen Prozesses den Status einer fraglosen Bestimmung gewinnt.

tiven Handelns unter Rekurs auf die ihm inhärenten Geltungsdimensionen interpretiert. Wählt man diesen Ansatz, so zeigt sich, dass der Vollzug des Internet-Datings den Akteuren eine textuelle Selbstvergegenständlichung abverlangt, die zwangsläufig jener Logik von Liebe, Anerkennung und Respekt zuwiderläuft, deren Bewahrung und Pflege die Voraussetzung zur Ausbildung gelungener Ich-Identitäten bildet.

Wir möchten im Folgenden zunächst diese beiden Krisenszenarien näher erläutern, um dann eine alternative Sicht zu präsentieren, die sich auf flexibel-normalistische Konzepte des Umgangs mit Standardisierungs- und Verdatungsprozessen bezieht.

II. Die systemtheoretische Warnung vor wahrnehmungsfreier Kommunikation

In einem Aufsatz mit dem unterkühlten Titel »Wahrnehmung und Kommunikation sexueller Interessen«, der zum ersten Mal 1989 erschienen ist, hat Niklas Luhmann zu bestimmen versucht, welche Effekte die »Differenz von Bewußtsein und Körper« unter Bedingungen der Moderne auf dem Feld der Liebe zeitigt. Wird nämlich Liebe als ein »Medium« aufgefasst, (mithin als eine Menge lose gekoppelter Elemente, in die sich unterschiedlichste Formen – im Sinne fester Kopplungen – eindrücken können¹²), so ist zu beobachten, wie sich die »Liebe, bevor man liebt, [...] mit einer Art träumerischer Ungenauigkeit (Musil) einstellt, in der die Ereignisse sich noch beliebig verbinden können«. Liebe ist demnach ein Medium »sowohl für Wahrnehmung als auch für Kommunikation [...]; es steht für die Einprägung von konkreten Erfahrungen bereit, die sich mehr oder weniger gesucht, mehr oder weniger zufällig ergeben mögen« (1995: 194). Dies bedeutet zwar, dass man (zumindest seit der Neuzeit) zunächst einmal lernt, die Liebe zu lieben, ehe man sich in eine

12 Neben diesem auf Fritz Heider zurückgehenden Begriff des Mediums verwendet Luhmann noch ein zweites Medien-Konzept, das soziale Errungenschaften bezeichnet, die Unwahrscheinliches in Wahrscheinliches überführen. Eine besondere Rolle spielen sog. »symbolisch generalisierte Kommunikationsmedien« (Luhmann 1975: 170ff.), die später auch als »Erfolgsmedien« (1997: 202ff.) bestimmt werden. Liebe gilt neben anderen Medien wie Macht, Geld, Wahrheit etc. als Einrichtung, die die Wahrscheinlichkeit der Annahme einer Kommunikation steigert. »Die Maxime der Handlungswahl«, die für die Liebe charakteristisch ist, lautet: »Wie erlebt mich Alter? Oder: Wer kann ich sein, daß mein Handeln die Erlebnisaktionen Alters bestätigt. Und nicht etwa: Wie handelt Alter, was hat Alter getan, wie befriedigt mich Alter?« (1975: 178).

konkrete Person verliebt¹³; es bedeutet jedoch nicht, dass es für die beteiligten Individuen belang- und folgenlos ist, ob das für Anbahnung, Aufnahme und Pflege von Beziehungen »Entscheidende in die Kommunikation« oder in die Körperwahrnehmung »verlagert wird« (1995: 196). Um Bedeutung und Relevanz dieser Option sowie die Folgen fehlerhafter Gewichtungen zu ermessen, ist es nötig, die soziale Funktion der Liebe und des Liebesdiskurses, die weit über die Sicherung der biologischen Reproduktion des Kollektivs hinausgeht, in ihrer historischen Dimension zu bestimmen. Luhmann geht von zwei Thesen aus: 1. wird in modernen hochkomplexen Sozialgefügen das Medium Liebe weit »stärker« als zuvor »beansprucht und darum ausdifferenziert«, und 2. gewinnt deshalb »das Verhältnis von Liebe und Sexualität einen veränderten Sinn« (1969: 1f.).

Im Zuge der Entstehung moderner Gesellschaften und der bürgerlichen Revolution etablieren sich einerseits funktional spezifische Teilsysteme und andererseits treten die Individuen grundsätzlich als freie, selbstbewusste, sich wechselseitig anerkennende Subjekte hervor.¹⁴ Die Institution der Ehe wird jetzt zum Schauplatz einer doppelten »Inanspruchnahme«: Sie untersteht unverzichtbaren gesellschaftlichen Erfordernissen und wird zugleich als interaktiver Raum entworfen, in dem sich die Autonomie und Authentizität des Einzelnen zur Geltung bringen soll und darf. Die »Liebesheirat« ist eine ambitionierte Antwort auf diese Spannung. »Sie ist »formal frei« institutionalisiert wie Arbeit, Vertrag und Organisation.«¹⁵ Daraus folgt aber auch, dass die Praxis der freien Partnerwahl, die sich in erster Linie nach dem Affektsturm der Liebe

13 Dies hat Luhmann in einem frühen Manuskript, das als Keimzelle des Buches *Liebe als Passion* (1982) anzusehen ist, erläutert: »Nur wenn man sich auf Grund des Liebens von Liebe verliebt, ist zu erwarten, daß das sich damit bildende System Liebe als Kommunikationsmedium verwendet – unter anderem deshalb, weil nur so die Gefühlslage als Einheit empfunden und das Selektionsbewußtsein latent bleiben oder wieder verdrängt werden kann« (1969: 24). Wir kommen darauf zurück.

14 Diesen Prozess haben Hegel, Durkheim und Weber beschrieben und als eines der charakteristischen Merkmale der Modernisierung herausgestellt.

15 Schon Kants radikale Bestimmung der Ehe als Vertrag der beiden Partner über den »wechselseitigen Besitz ihrer Geschlechtseigenschaften« (Kant 1797: § 24; 1956: 390) bringt den Aspekt der formalen subjektiven Freiheit, der jetzt auch hier greift, mit aller denkbaren Drastik zum Ausdruck. Hegel bestimmt dagegen mit energischen Formulierungen die Liebe als Grundlage der Ehe und hebt die darin liegende soziale Notwendigkeit der sittlichen Abfederung einer tendenziell an egoistische Profitinteressen ausgerichteten bürgerlichen Wirtschaftsgesellschaft hervor (1821: § 161–169; 1968: 176–183).

richtet und finanzielle und schichtenspezifische Selektionskriterien verpönt, durch entsprechende Rahmenbedingungen auch ermöglicht werden muss.¹⁶ »Nur durch hohe Kontaktmobilität« lässt sich sicherstellen, dass »Partner, die Intimbeziehungen bilden können, zueinander finden« (1969: 20). Zudem sind »generalisierte Suchmuster«, zum Beispiel »die publizierten Idole der Liebe« und »vor allem äußerliche Anhaltspunkte wie körperliche Schönheit oder Attraktivität« unverzichtbar (1969: 21). Dass man sich unverhohlen solcher Strategien bedient, um das unverwechselbare und einzigartige Gegenstück zur eigenen Person zu finden, macht das Konzept einer rein gefühlbasierten Partnerwahl von vornherein zu einer paradoxen und fragilen Angelegenheit.

Wenn man die Liebe als jenen ausgezeichneten Affekt betrachtet, der seine Entscheidung über den richtigen Partner ganz ohne externe Veranlassung und fremde Einflüsse trifft, dann muss der kalkulierte Einsatz von Schemata des Suchens und Findens destruktive Auswirkungen auf das euphorische Gefühl haben. Diese ruinösen Konsequenzen werden jedoch – wie Luhmann im Kielwasser des romantischen Diskurses behauptet – durch die selbstreflexive Struktur der Liebe vermieden: Die alles übergreifende Liebe zur Liebe stiftet eine vorgängige Einheit, die keine Eifersucht auf etwas Drittes und Rivalisierendes zulässt. Jede eingeübte Anstrengung, jede Berechnung und sorgfältig geplante Investition gehört in eine Reihe von Aktivitäten, die die Konstitution der Liebe gar nicht berühren.¹⁷ Solange das Gefühl zu einer konkreten Person in der basalen Liebe zur Liebe wurzelt, ist es durch strategische Vorspiele nicht zu erschüttern. Denn die Selbstbezüglichkeit der Liebe sorgt ja dafür, dass »das Selektionsbewußtsein«, in dem alle Vorkehrungen, Anleitungen und regelgeleiteten Maßnahmen der liebeshungrigen Probanden gespeichert sind, »latent bleiben oder wieder verdrängt werden kann« (1969: 24). Diese Latentisierung oder Verdrängung ist nach Luhmann funktional notwendig. Wäre nämlich den Akteuren durchgängig bewusst, dass ihr Vorgehen eminent strategisch ist und die Wahl letztlich dem Zufall gehorcht, so fiel das Gefühl für den Anderen in sich zusammen. Davor bewahrt nicht Gott, sondern allein die Liebe zur Liebe die modernen Menschen.

16 Welche Probleme die Schaffung der notwendigen praktischen Voraussetzungen für freie Partnerwahl im 18. und frühen 19. Jahrhundert aufwarf, davon zeugen die Briefe Hölderlins und Kleists. Die Chancen, geeignete Partner überhaupt kennenzulernen, waren gering und tragische Fixierungen keine Seltenheit.

17 Ist die Wahl einmal getroffen, die Entscheidung gefallen, so gilt jede Finte und Intrige, mit der man die geliebte Person sich zu eigen macht, ohnehin als erlaubt, wenn nicht sogar als geboten.

Ob diese kühne und zweifelsohne faszinierende These haltbar ist, bleibe dahingestellt.¹⁸ Vielleicht reicht es im Rahmen der systemtheoretischen Erklärungsversuche schon aus, im vermeintlichen Latentisierungspotential der Liebe ein Indiz für ihre enorme Robustheit und Irritationsresistenz zu sehen und es aus ihrer unverzichtbaren sozialen Funktion herzuleiten. Dass die Liebe trotz vorhandener Verzichtspraktiken, andersartiger Beglückungen und alternativer Konzepte der Euphorieproduktion »als gesamtgesellschaftlicher Mechanismus« nicht zu »ersetzen« ist (1969: 10), hebt Luhmann ja eigens hervor. Komplexe Gesellschaften sind außer Stande, das erreichte Niveau der Differenzierung und Temporalisierung ihrer Operationen zu halten, wenn sie darauf verzichten, die Individuen, ohne die auch autopoietische Systeme nicht laufen können, mit entsprechenden Sinngrundlagen zu versehen. Liebe leistet hier den entscheidenden Beitrag. Denn sie

»vermittelt eine doppelte Sinnbestätigung: In ihr findet man, wie oft bemerkt, eine unbedingte Bestätigung des eigenen Selbst, der personalen Identität. Hier, und vielleicht nur hier, fühlt man sich als der akzeptiert, der man ist – ohne Vorbehalte und Befristung, ohne Rücksicht auf Status und ohne Rücksicht auf Leistung.« (1969: 8)¹⁹

Die Effekte solch einer Form der Deckung und Stabilisierung lassen sich schwerlich bestreiten: Kinder sind ohne liebevolle Zuwendung nicht überlebensfähig und auch

»für Erwachsene gelingt [...] ein Ausgleich von Schicksalsschlägen, ein Aushalten einer problemreichen und fluktuierenden Umwelt besser und anstrengungsloser, wenn Intimbeziehungen feste Haltepunkte bieten und Gelegenheit, auszudrücken und Bestätigung zu finden, daß man gerade in diesen Schwierigkeiten und trotz aller Veränderungen derselbe bleibt.« (1969: 10)

Damit die Liebe ihre Aufgabe erfüllen kann, benötigt sie freilich eine Art von »Gewißheitsverankerung«. Moderne Gesellschaften konfrontieren nämlich die Individuen mit vielgestaltigen Zumutungen und Belastungen, die die Liebe nur kompensieren kann, wenn sie den Akteuren Zugang zu einer Ressource verschafft, die durch ihre Evidenz (oder durch

18 Eine Gegenposition hat Roland Barthes in seinem grandiosen Buch *Fragmente einer Sprache der Liebe* bezogen: »unter dem Druck der Liebe, [...] aufgrund einer Perversion, die strenggenommen Perversion der Liebesbeziehung ist, liebt das Subjekt die Liebe, nicht das Objekt« (1988: 85).

19 Vgl. die ähnliche Bestimmung bei Beck: »Angesichts der Relativierung und Auflösung aller Verbindlichkeit gewinnt Liebe den Status des letzten Ortes unbezweifelbarer Sicherheit« (1990: 254f.).

den Anschein von Evidenz) unmittelbar überzeugt und die höchste »Intensität des Bezugs zum anderen gewährleiste[t]«. Aus naheliegenden Gründen wird hier die körperliche Seite der Liebe ins Spiel gebracht. Denn gerade sie erweckt am ehesten den Eindruck der Unhintergebarkeit und erhält deshalb – trotz erheblichen Widerstandes von vielen Seiten – in der Moderne jenen bemerkenswerten Sonderstatus, der sie als fundierende Instanz ausweist: mit anderen Worten: »Sexualität gewinnt für die Liebe eine Basisfunktion« (1969: 25). Aber auch Evidenzen müssen, so steht zu vermuten, hervorgebracht und Fundamente gelegt werden. Zumindest benötigen sie semantischen Flankenschutz.²⁰ Wenn der Aufbau von Kultur es unumgänglich macht, der Sexualität (oder dem »Natürlichen« in Gestalt der Sexualität) eine Schlüsselstellung zu geben, so hat die Kultur auch dafür Sorge zu tragen, dass diese Position ausgefüllt wird und dem Kult der Liebe genügend Energien zufließen. Weil auf die »natürliche Sexualität«²¹ allein als Motiv zur »Einleitung einer Liebesbeziehung« kein absoluter Verlass ist, müssen »zusätzliche Erregungsquellen« angezapft werden. Heute findet man, wie Luhmann notiert, »in weitem Umfange kommerziell organisierte Erregungen, die, durch Schrift, Bild, Ton oder Aktionsgelegenheiten vermittelt, den Vorteil haben, besser isolierbar und mit der Lebensführung im übrigen besser synchronisierbar zu sein« (1969: 32).²²

20 Vgl. zum Verhältnis von Gesellschaftsstruktur und Semantik insbes. Luhmann (1980ff.)

21 Deren Freisetzung von sozialer Disziplinierung und Repression war bekanntlich das Programm der Jugendrevolten Mitte der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Gerade von der »Natürlichkeit« des Gefühls versprach man sich auch stimulierende Nebeneffekte für die politische Emanzipation, soweit nicht die enthemmte Ausübung der Sexualität, die oft zu Lasten der Frauen ging, selbst schon als ein politisches Ereignis gefeiert wurde. Die Prozesse der Desillusionierung setzten allerdings bereits früh (z.B. mit den Manson-Morden und dem merklichen Übergang von »weichen« zu »harten« Drogen in den Frontszenen) ein. Foucaults Abrechnung mit dem Projekt der sexuellen Emanzipation (1977) lieferte dazu nur die diskursive Ratifizierung.

22 Eine alternative Erklärung liefert Giddens. Während bei Luhmann die Sexualität konsumistisch unterfüttert werden muss, stimuliert nach Giddens die freigesetzte Sexualität den Konsum: »Die herausragende Bedeutung der Sexualität kann [...] im Sinne einer Bewegung interpretiert werden, die aus der kapitalistischen Ordnung, die abhängig ist von Arbeit, Disziplin und Selbstverleugnung, heraus zu einer Ordnung führt, die das Konsumverhalten und damit den Hedonismus fördert« (Giddens 1993: 191); vgl. hierzu auch die Analyse des Verhältnisses von Kapitalismus und sexuell eingefärbtem Hedonismus bei Bell (1976) und Illouz (2003).

All diese systemtheoretisch inspirierten Bestimmungen, die auch vor der Darbietung von Trivialitäten nicht zurückscheuen, bilden nur die Folie, auf der die These Profil gewinnen soll, dass die spätmoderne Gesellschaft bestimmte Praktiken forciert und Diskurse begünstigt, welche die Leistung der sexuell fundierten Liebe schmälern und auf diese Weise soziale Erosionsprozesse auslösen können.²³ Was Luhmann hierbei im Auge hat, sind Phänomene, deren Auftreten andere Autoren als Indizien der kommunikativen Verflüssigung moderner Orientierungsmuster interpretiert haben: Da »soziale Normen, Werte und Vorbilder keinen Allgemeingültigkeitsanspruch mehr haben« (Döring 2003: 236), wird immer öfter die Gelegenheit ergriffen, konkrete Lebenspraktiken unter den direkt Betroffenen auszuhandeln.²⁴ In besonderem Maße geraten intime Beziehungen in diesen kommunikativen Sog. Es kommt zur Entstehung eines »Beziehungsdauerdiskurses, der virtuell alle Dimensionen des Zusammenlebens einbezieht« (Meuser 1998: 217). Der romantische Liebescode, der bei all seinen Huldigungen an die Kraft der Sprache auch den »Inkommunikabilitäten« im Liebesgeschehen einen gebührenden Platz einräumte (Luhmann 1995: 198) und zu verstehen gab, dass die Liebe »sich auf Evidenzen [gründet], die sich nicht mitteilen und nicht verifizieren lassen« (Luhmann 1995: 198), wird jetzt verdrängt durch das Konzept der »Partnerschaft«, das die explizite Thematisierung und Diskussion aller anstehenden Probleme empfiehlt. An die Stelle der Leidenschaftsrhetorik tritt

»die Semantik der Therapie. Von Genuß, von Sinnlichkeit, von Verzückung ist genauso wenig die Rede wie von Hingabe, Lust und Überwältigung. Stattdessen nur noch Arbeit, Sprechgebote und Kommunikationspflichten. Nichts darf ungesagt bleiben in diesem therapeutischen Offenbarungsmilieu.« (Meuser 1998: 229)

Damit ist aber nach Luhmann gar nichts gewonnen, sondern nur die Tür zum Ruin der Paarbeziehung aufgestoßen: Jede »Aussprache« (1995: 201), die einen inhaltlichen Konsens anstrebt, reißt die Abgründe auf, die in jeder Kommunikation zwischen möglichen oder wirklichen Intimpartnern ebenso lauern wie im moralischen Diskurs, der die Sprecher in ach-

23 Damit variiert Luhmann, ohne es zu erwähnen, Überlegungen von Sigmund Freud, die ebenfalls der gesellschaftlichen Schwächung der Sexualität als paradoxer Form kultureller Selbstdestruktion galten.

24 Vgl. u.a. die Befunde und Thesen von Beck (1986), Beck/Beck-Gernsheim (1990) und Giddens (1993), z.B. folgende lakonische Formulierung: »Leitende Normen verblassen, büßen ihre verhaltensprägende Kraft ein« (Beck/Beck-Gernsheim 1990: 15).

tenswerte und verächtliche Personen differenziert und mit hoher Wahrscheinlichkeit polemogene Konsequenzen hat. Die Auffassung, Gespräche seien ein probates Mittel zur erfolgreichen Aushandlung von gemeinsamen Lebensformen, resultiert in Luhmanns Augen aus einer Fehlinterpretation der empirisch nachweisbaren kommunikativen Aktivitäten. Zwar suchen Liebende »die Kommunikation – aber eigentlich nicht um der Kommunikation willen, sondern um einander beim Kommunizieren beobachten zu können. [...] Das Thema ist nur ein Vorwand.« (1995: 201). Die zur Führung einer gedeihlichen Beziehung erforderlichen inhaltlichen Konsense werden gerade nicht durch argumentativ gehaltvolle Verhandlungen und aufwändige intersubjektive Deutungsarbeit erzielt, sondern im Vorhinein kontrafaktisch unterstellt²⁵ und durch »kommunikationsfreie Wahrnehmung« (1995: 199) gestützt. Gegen das modische Programm, das Feld der Liebe in ein Spiel- und Schlachtfeld der Kommunikation zu verwandeln, bringt Luhmann daher »die Unmittelbarkeit des Beobachtens« in Stellung, die sich »im Körper-zu-Körper-Verhalten« manifestiert (1995: 203).

Betrachtet man die neuen Dating-Praktiken im Lichte dieser systemtheoretischen Beschreibung von Liebe und Liebescodierung, so erscheint die computerbasierte Umkehrung der üblichen Anbahnung von Partnerschaften als problematisch, weil sie den Faktor der körperlichen Wahrnehmung unter das Gesetz der Nachträglichkeit zwingt und kommunikativen Beiträgen Leistungen abverlangt, die diese nur selten erbringen können. Eine Überlastung bzw. Überforderung der Kommunikation würde aber im Endeffekt dazu führen, dass das »Selektionsbewusstsein«

25 Untersuchungen von Hahn (1983) und Eckert/Hahn/Wolf (1989) über junge Ehen bestätigen diese These Luhmanns. Vgl. dazu auch Loenhoff (1998: 206) und Landfester (2004). Hinter den Bedenken gegenüber einer alles durchdringenden, an Dialog und kommunikativer Verständigung orientierten Reflexion mögen grundsätzliche Erwägungen über die Probleme sozialer Transparenz stehen. Schelsky legt in diesem Punkt die Karten auf den Tisch: »[...] in den Bereich des kritischen und planenden Bewusstseins des einzelnen Menschen und der Gesellschaft gezogen und der mehr oder minder offenen Diskussion ausgeliefert, verlieren diese [gemeint sind: auf Tradition beruhende] Verhaltensweisen ihre sinnvolle und für Mensch und Gesellschaft gleich nützliche Funktion, die sie nur unterhalb der, wenn nicht Bewusstseins-, so doch wenigstens der Wort- und Diskussionsschwelle auszuüben imstande waren. Ihre Bewußtmachung und deren Popularisierung hat allerdings, anstatt zum freien und beherrschten Leben zu führen, nur neue und weit schwerer greifbare und zu ertragende Notstände, Unsicherheiten und Krankheiten des menschlichen und sozialen Verhaltens geschaffen, als Enge und Schranken der Tradition sie verursachten« (1955: 8).

nicht mehr latent gehalten werden kann. Und dies wiederum hätte gravierende Folgen: Liebe und Partnerschaft würden – um auf Ulrich Becks bereits erwähnte Formulierung zurückzugreifen – »den Status des letzten Ortes unbezweifelbarer Sicherheit« (1990: 224) verlieren.

III. Die Kritische Theorie der Dating-Praxis

Es wird niemanden erstaunen, dass die Überlegungen zur »Internet-vermittelten Partnersuche«, die im Umkreis der Frankfurter Schule angestellt wurden (vgl. Honneth 2005: 105f.; Illouz 2006: 115ff.) ganz andere Krisenszenarien entwerfen. Hier bedient man sich nicht der »Differenz von Wahrnehmung und Kommunikation« (Luhmann 1995: 199) als Erkenntnisleitender Denkfigur, sondern trennt zwischen verschiedenen Typen des kommunikativen Handelns. Strategische und dissimulative Kommunikationsweisen, in denen eine »instrumentelle Behandlung des Anderen« vorliegt (Honneth 2005: 25), werden (mit mündlichen bzw. schriftlichen) Sprechakten kontrastiert, die an der Herbeiführung von wechselseitigem Verständnis interessiert sind und Akteure voraussetzen, deren Ich-Identität aus intersubjektiven Anerkennungsprozessen hervorgegangen ist. Eine gelungene »individuelle Selbstbeziehung« beruht, wie Honneth im Anschluss an Mead, Habermas und Winnicott zu zeigen versucht, auf einer Art der Bejahung, die »von uns verlangt, unsere Wünsche und Absichten als artikulationsbedürftigen Teil unseres eigenen Selbst zu verstehen«. Wenn wir hingegen »beginnen, diese vorauslaufende Selbstbejahung (wieder) zu vergessen, indem wir unsere psychischen Empfindungen nur noch als entweder zu beobachtende oder herzustellen Gegenstände begreifen«, dann entsteht »eine Tendenz zur Selbstverdinglichung« (2005: 104). Spätmoderne Gesellschaften weisen Charakteristika auf, die einer solchen Haltung Vorschub leisten. Ähnlich wie Boltanski/Chiapello in ihrer bahnbrechenden Studie über den »neuen Geist des Kapitalismus« (2003) vertritt Honneth die These,

»dass sich [...] der vor einem halben Jahrhundert allmählich herangewachsene Individualismus der Selbstverwirklichung durch Instrumentalisierung, Standardisierung und Fiktionalisierung inzwischen in ein emotional weitgehend erkaltetes Anspruchssystem verkehrt hat, unter dessen Folgen die Subjekte heute eher leiden als zu prosperieren scheinen.« (2002b: 154)

Die »Selbstverdinglichung« ist in diesem Zusammenhang als eine besonders gravierende Form des Leidens zu betrachten, weil die Betroffenen sie nicht als Pathologie erkennen. Das Problem bleibt für die Akteure selbst unsichtbar und muss deshalb als extrem folgenreich eingeschätzt

werden. »Alle institutionellen Einrichtungen, die die Individuen latent dazu zwingen, bestimmte Empfindungen bloß vorzutäuschen oder abschlußhaft zu fixieren, fördern die Bereitschaft zur Ausbildung selbstverdinglichender Einstellungen.« (2005: 104f.) Dass Honneth neben der neuerdings üblichen Form beruflicher Bewerbungsgespräche²⁶, in denen sich Konzepte des Ich-Marketings bewähren, auch das Internet-Dating als markantes Beispiel anführt, hat folgende Gründe:

»Hier zwingt die Art der standardisierten Kontaktaufnahme die jeweiligen Benutzer zunächst dazu, ihre Eigenschaften in dafür vorgesehene, skalierte Rubriken einzutragen, während sie nach der Feststellung von sich hinreichend überlappenden Eigenschaften dann als elektronisch ausgewählte Paare dazu angehalten werden, über ihre Gefühle sich wechselseitig im schnellen Zeittakt von E-Mail-Nachrichten zu informieren. Es bedarf keiner großen Phantasie, um sich auszumalen, wie auf diesem Weg eine Form der Selbstbeziehung gefördert wird, in der die eigenen Wünsche und Absichten nicht mehr im Lichte persönlicher Begegnungen artikuliert, sondern nur noch erfaßt und gleichsam vermarktet werden müssen.« (2005: 105f.)

Die beiden zentralen Gegenstände, an denen sich die Kritik des Internet-Datings entzündet, sind die Standardisierung²⁷ und die Vermarktung von Gefühlen bzw. Gefühlsbekundungen. Schon mit der Erstellung des sog. »Profils«, das den ausgewählten Diensten die erforderlichen Informationen für die Suche eines passenden Partners zur Verfügung stellt, begibt sich das Subjekt in eine verfängliche Situation, deren eigentümlich zwanghafte Struktur Eva Illouz mit den Begriffen »Selbstbeobachtung«, »Selbstklassifikation« und »Selbstrepräsentation« zu erläutern versucht (2006: 116ff.). Auffällig an dieser Art der zweckgerichteten Verwendung einer neuen und vielversprechenden Kommunikationstechnologie ist der reduktionistische Einsatz, der im Kontext der Dating-Praxis gepflegt wird.²⁸ Statt die computertechnischen Mittel so zu verwenden, dass ein

26 »Anstatt über bereits erworbene Qualifikationen zu berichten«, sind die Kandidaten jetzt gehalten, ihr »zukünftiges Arbeitsengagement möglichst überzeugend und effektiv zu inszenieren« (Honneth 2005: 105).

27 Honneth hat bei seiner Kritik eine für die Gegenwartsgesellschaft typische Paradoxie vor Augen: »insgesamt lässt sich [...] von einer gewissen Tendenz sprechen, standardisierten Mustern der Identitätsfindung zu folgen, um doch eigentlich experimentell den eigenen Persönlichkeitskern zu entdecken« (2002b: 152). Die »klassische« Kritik an Prozessen der Standardisierung und Stereotypisierung, die Ähnlichkeit zur Signatur von Kultur machen, tragen Horkheimer/Adorno (1947/1969: 128ff.) vor.

28 Dass die kreativen Gestaltungsmöglichkeiten, die die Computertechnik grundsätzlich bietet, tatsächlich weit weniger, als man wünschen und er-

»flexibleres, offenes und multiples Selbst« in Erscheinung tritt, greift man auf »psychologische Selbsttechnologien« (2006: 121) zurück, die allen wohlgemeinten Entwürfen postmoderner Identitätsmodi Hohn sprechen; und das derzeit avancierteste Medium – der Computer – erweist sich als ausgesprochen hilfreich dabei, all jene Utopien, die sich auf seine verhaltensprägenden Wirkungspotenziale verlassen haben, zu entkräften. Im Umgang mit dem Internet lernen die Subjekte offenbar nicht ohne weiteres, dass sie nur als »eine Multiplizität von zu spielenden Rollen« ganz zu sich selbst kommen, sondern sie nutzen (zumindest in der Dating-Praxis) die bereitgestellten Instrumentarien, um ein eigenes »Kernselbst« freizulegen, »das sich über eine Vielzahl von Repräsentationen einfangen läßt (Fragebogen, Photo, E-Mail etc.)«. ²⁹ Das »Internetselbst« lässt sich daher – wie Illouz polemisch formuliert – als Produkt einer erfolgreichen »Wiederbelebung des alten cartesianischen Dualismus zwischen Körper und Geist« (2006: 122) interpretieren.*

Als Fazit dieser Analyse ist festzuhalten, dass die Suche nach einem fixierbaren »Kernselbst«, das sich nur als dualistisches Gebilde erfassen und auf der Basis standardisierter Kontaktmuster³⁰ kommunizieren lässt, letztlich zur Verkehrung von Selbstentwürfen in Selbstzwänge führt.

Damit gelangen Honneth und Illouz bei ihren Analysen der aktuellen Internet-Dating-Szene zu Ergebnissen, die verblüffende Übereinstimmungen mit einer frühen Studie von Habermas über Heiratsannoncen aus dem Jahre 1956 aufweisen.³¹ Dort hatte Habermas behauptet, dass Menschen, die den »Heiratsmarkt« der Tageszeitungen oder Wochenend-

warten könnte, genutzt werden, lässt sich auch in anderen Zusammenhängen feststellen. Vgl. dazu Funken (2004: 207f.).

29 Damit erheben sich auch Zweifel an der generellen These, dass elektronische Kommunikationstechniken als Trainingsfeld für postmoderne Persönlichkeiten dienen. Ob man durch die ausgiebige Nutzung »des« Computers tatsächlich Praktiken einer neuen Intimkultur erlernt, mit deren Hilfe die »Logik der Expressivität« an die »Logik der Wahl« gekoppelt werden kann, ist eine offene Frage. Vgl. zu dieser Annahme Reckwitz (2006: 553).

30 In welchem Sinne auch noch Abweichungen einem vorgegebenen Programm folgen, versucht Illouz durch den Vergleich von textlicher Information im Fragebogen und Foto aufzuzeigen: »Während ein erfolgreiches psychologisches Profil verlangt, sich von der homogenen Masse des »Ich bin lustig und spaßig« zu unterscheiden, verlangt das photographische Profil demgegenüber eine Übereinstimmung mit den etablierten Richtlinien für Schönheit und Fitness. Im Netz sind folglich diejenigen am erfolgreichsten, die sich über ihre sprachliche Originalität und ihre physische Konventionalität auszeichnen« (2006: 125).

31 Einen guten Überblick über neuere Entwicklungen im Bereich des »dating advertisement« gibt Jagger (1998).

Magazine betreten und »einen vorgedruckten Fragebogen« ausfüllen, sich »einem System vergleichbarer und das heißt meßbarer Leistungen« ausliefern, in dem »die Person(en) grundsätzlich auswechselbar« sind (1956: 997). Man wirbt um einen gleichgesinnten Partner mit »Selbstdarstellungen«, die »hochgradig stereotyp und stark ideologisch« ausfallen. Die Subjekte ziehen als »Masken (ihrer) selbst [...] in den Kreislauf der großen Börse ein« und gerinnen »zu Dingen unter Dinglichkeiten« (1956: 998).³² »Unübersehbar klafft der Widerspruch zwischen der vom geltenden Liebesideal zugespilten und zugemuteten Rolle auf der einen und der rationalisierten Praxis der Heiratsbörse auf der anderen Seite« (1956: 999). Aber trotz dieser deutlichen Unvereinbarkeit wählen die meisten »Interessenten« Muster aus, die eine Kombination aus Romantik und Geschäft bieten. Wahrscheinlich ist es gerade die Kommerzialisierung der Gefühle, die zum Aufbau erstaunlich robuster Illusionen führt. Das Enttäuschungsrisiko wiegt angesichts der vorteilhaften Aussichten, die die Inserate bieten, offenbar gering. Und eine der verlockendsten Möglichkeiten besteht darin, sich auf dem Wege der standardisierten Kontaktanzeige »bei der Partnerwahl von der verantwortlichen Initiative [...] zu befreien« (1956: 1004). Die gewählte marktgerechte Anbahnungsstrategie entpuppt sich demnach bei genauerer Betrachtung als Versuch, ein heikles, aber wesentliches Element jedes ernsthaften Liebesspiels auszuschalten. Wer so vorgeht, erleichtert sich vielleicht den Weg zum Anderen, verbaut sich aber zugleich die Glückspotenziale, die die Liebe unter günstigen Bedingungen entbinden kann.

Mit dem vorwurfsvollen Hinweis auf die Entlastungsfunktion solcher Verfahren trifft Habermas nicht nur den entscheidenden Punkt des Problems, er kommt auch den Überlegungen konservativer Soziologen recht nahe. Während der kritische Theoretiker den Rückgriff auf Annoncen, Schablonen und Klischees als Ausweichmanöver beschreibt, in dem sich letztlich die Angst vor einer verantwortlichen Wahl des Intim- und Lebenspartners bekundet, üben die soziologischen »Abklärer« Luhmann und

32 An einer anderen Stelle spricht Habermas mit sichtlicher Lust am Paradox von der »Verschleierung eines offenen Antagonismus des Heiratsmarktes, der die »Persönlichkeitswerte« des Einzelnen behauptet, um gleichzeitig die Person auf ihre dinglichen und verdinglichten Attribute zu reduzieren« (1956: 1000). Diese Reduktion werde besonders deutlich an den Fotos, die dem »Heiratsbrief« an den unbekanntem Partner beigelegt sind und die im Abbild verdoppelten Körper in »Phantome« verwandeln: »Das Foto [...] tut ein Letztes, um den abstrakten Marktmechanismus mit dem Ideal der schicksalhaft einzigen Liebesbegegnung zu verfärbem; von ihm geht nämlich die normierende Kraft aus, die das Einzigartige standardisiert, aber noch in seiner Standardisierung das Einzigartige verspricht« (1956: 1003).

Schelsky Nachsicht mit den gestressten Subjekten.³³ Luhmann vertritt – wie bereits erwähnt – die These, dass der Einsatz standardisierter Suchprogramme, soweit sie das »Finden« eines geeigneten Partners nicht als puren Zufallstreffer oder als Ergebnis einer strategischen Wahl diskreditieren, die beachtlichen Risiken der Kommunikation mindert. Luhmanns Lehrer Schelsky wird in seinem Bestseller über die »Soziologie der Sexualität« noch deutlicher: »Nichts hat den Menschen im Verhältnis zu seinen Trieben mehr überfordert als das Ansinnen, unmittelbar Person und Individualität sein zu wollen.« Um diese Zumutung zu entschärfen, sind »Standardisierung und Konventionalisierung« bzw. »die soziale Durchformung des geschlechtlichen Verhaltens« auch in der modernen Gesellschaft sinnvoll und unverzichtbar (1955: 127).³⁴

Die Bestimmung pathologischer oder heilsamer Effekte von Verhaltensstandardisierungen und medialen Distanzierungstechniken ist – wie die vorgeführten Argumentationen zeigen – eine schwierige Aufgabe, die wohl nur erfolgreich bewältigt werden kann, wenn man die Analyseperspektive und die Leitbegriffe ändert.

Ehe wir hierzu (in Abschnitt IV) einen Vorschlag machen, ist aber noch kurz das Problem der Kommerzialisierung von Gefühlen anzusprechen, das bei Habermas, Honneth und Illouz stets mit der Genese von Standardisierungsformen des Geschlechterkontakts in Zusammenhang gebracht wird. Eine besonders negative Einschätzung erfährt die Kombination von Geschäft und Romantik, als deren Höhe- und vielleicht Wendepunkt die aktuellen Gestalten der Selbstvermarktung in den »romantischen Netzen« der virtuellen Realität gelten. (Illouz 2006: 115) Bekanntlich befreit das romantische Liebeskonzept die Partnerwahl von traditionellen Vorgaben bzw. Zuteilungsmechanismen und feiert Gefühle, die im Angesicht des einzigen und richtigen Anderen jäh aufkeimen, als außeralltägliche Ereignisse. Es ist daher nicht weiter überraschend, dass die Meinung vorherrscht, die romantische Liebe nähre einen anti-ökonomischen Impuls und stelle sich mit extremer Entschiedenheit gegen die Sphäre der kapitalistischen Warenproduktion, des Marktes und des Konsums. Darüber hinaus scheint sich der radikale Entwurf personaler Zweisamkeit, die eine affektive Vereinigung zur alleinigen Basis hat,

33 »Soziologische Aufklärung«, so der Titel von Luhmanns sechsbändiger Essay-Sammlung (1969–1995) wird ausdrücklich als »Abklärung« verstanden.

34 Martin Heidegger hat sich diese Hinweise anscheinend zu Herzen genommen und einen Standard-Liebesbrief (heute im Literaturarchiv zu Marbach verwahrt) an seine zahlreichen Gespiel/-innen geschickt. Die libidinöse Wirkungskraft des Jargons der Eigentlichkeit dürfte darunter kaum gelitten haben.

von Beginn an von einem bestimmten bedenklichen Aspekt des modernen Individualismus zu distanzieren. Im Individualismus verbergen sich nämlich ideologische Kräfte, die die Selbständigkeit des Einzelnen direkt mit dem wirtschaftlich und politisch formierten Ganzen koppeln³⁵ und die leidenschaftliche Ich-Du-Beziehung des Paares marginalisieren. Diese Sicht prägt sogar noch die heutigen Ausläufer des romantischen Liebescodes.³⁶ Nicht zufällig hat daher Ulrich Beck auch die ›ganz normale chaotische Liebe‹ in den Zeiten der Spätmoderne als »Gegenindividualisierung« charakterisiert, mit deren Hilfe sich die Individuen vor der »anomischen Kehrseite« des bürgerlichen Individualismus³⁷ »retten« können (1990: 253, vgl. 239).

Die Lust- und Passionskomponente der Liebe führt aber nicht generell zu einer antikommerziellen Einstellung. Mit der kulthaften Pflege der Außeralltäglichkeit ist keine grundsätzliche Negation des Konsums von Gütern verbunden, die sich als Zeichen einer hohen Gefühlsbindung verwenden lassen. (Vgl. Campbell 1987; Illouz 2003; Honneth 2003) Die heute viel diskutierte Entsachlichung des postfordistischen Kapitalismus und die weiträumige emotionale Aufladung der ökonomischen Sphäre (vgl. Boltanski/Chiapello 2003; Neckel 2005) nimmt durch die »Passionierung der Liebe« (Luhmann 1982) zumindest teilweise ihren Anfang. Auf Waren, die marktformig distribuiert und feilgeboten werden, fällt nicht ohne Unterschied der Schatten ihrer Genese. Dass sie Arbeitsprozessen entspringen, die durch Profitmaximierung und ungerechte Löhne geprägt sind, wird irrelevant, wenn sie in den Kreislauf einer anderen

35 Das heißt: Familie, Peergroup und andere Kleingruppen-Bindungen werden im Prinzip nicht mehr als subjekt-konstitutive Faktoren betrachtet. Individuen erhalten gleichsam unmittelbar Zugang zu den ausdifferenzierten Funktionssystemen und sind dann im Wesentlichen auf sich allein und ihre Leistungs- und Anpassungsfähigkeit gestellt.

36 Im sog. Modell der ›Companionship‹ ist dem romantischen Code freilich inzwischen ein starker Konkurrent erwachsen. Im Rahmen dieses Modells werden die »Risiken der Kommunikation« eher gering eingeschätzt und auch die »Konsensfiktionen«, von denen oben bereits die Rede war, gelten als prinzipiell vermeidbar.

37 »Individualisierung bedeutet Marktabhängigkeit in allen Dimensionen der Lebensführung. Die entstehenden Existenzformen sind der vereinzelt, sich seiner selbst nicht bewusste Massenmarkt und Massenkonsum für pauschal entworfene Wohnungen, Wohnungseinrichtungen, tägliche Gebrauchsartikel, über Massenmedien lancierte und adoptierte Meinungen, Gewohnheiten, Einstellungen, Lebensstile. M.a.W., Individualisierungen liefern die Menschen an Außensteuerung und -standardisierung aus, die die Nischen ständischer und familialer Subkulturen noch nicht kannten« (Beck 1986: 212).

›Ökonomie‹ eintreten, die sich nicht durch Kälte, Disziplin und Rationalität auszeichnet. Konsumgüter, die im Liebespiel eine Funktion übernehmen, signalisieren nicht Berechenbarkeit und Dinghaftigkeit, sondern dienen als Symbole der Wertschätzung. Die Höhe des Kaufpreises wird praktisch zu einem Gradmesser des Gefühls und Akte finanzieller Verschwendung, gar Verschuldung geraten zu Sinnbildern einer zügel- und maßlosen Gefühlsinvestition. Waren erhalten eine Aura³⁸, die den Zustand des erreichten Glücks zur Anschauung bringt. Dies gilt zum Beispiel für teure Geschenke (Schmuck, Kleidungsstücke, Blumen), gemeinsame Ausflüge und Reisen, aufwendig zelebrierte Theater- und Museumsbesuche etc. Selbst die Personen als Ganze geraten in den Konsumsog. Indem sie sich bereitwillig in besondere, seltene Waren verwandeln, möchten sie an der Aura der käuflichen Dinge teilhaben, ohne dem Nimbus der Liebe zu schaden.

Vor dem Hintergrund dieser Skizze wirkt jede* Kritik der neuen Dating-Praxis, die mit den Begriffen Konsumismus und Kommerzialisierung unbeschwert hantiert, merkwürdig naiv. Illouz, die selbst eine beachtliche Analyse des Zusammenhangs zwischen Romantik und Konsum vorgelegt hat, versucht die entscheidende Differenz zwischen der romantischen Liebe im Hochkapitalismus und der Partnerbörsen-Romantik im gegenwärtigen ›Turbokapitalismus‹ (vgl. Agger 2004) herauszuarbeiten: »Der Konsumkapitalismus hat die romantische Liebe eher verstärkt als zerstört. [...] Gerade weil das so war, konnte man nicht einfach davon ausgehen, daß die Sphäre der Waren die Empfindungen degradiere.« Die heutige »Situation« im Bereich des Online-Datings »ist qualitativ anders. Die romantischen Beziehungen werden nicht nur im Rahmen von Märkten organisiert, sie sind selbst zu Fließbandprodukten geworden, bestimmt zu schnellem, effizientem, billigem und reichlichem Konsum. Als Konsequenz daraus wird das Vokabular der Emotionen mittlerweile fast allein vom Markt diktiert« (Illouz 2006: 135).

Ob diese Argumentation mit all ihren deterministischen Untertönen (›bestimmt«, ›diktiert« etc.) stichhaltig ist, möchten wir hier nicht vor-schnell entscheiden. Denn es ist wichtiger, sich – über das bereits Gesagte hinaus – noch mehr Klarheit darüber zu verschaffen, warum die Standardisierung und Kommerzialisierung von Liebeskommunikation für die Akteure derart attraktiv sind.

Ein vordringliches Motiv, gerade diese beiden Zurichtungen der Liebe zu akzeptieren, dürfte darin liegen, dass sie die Kontrollierbarkeit von

38 Dass der Fetischcharakter der Waren, den Marx analysierte, nicht nur darin besteht, die Produktion des Mehrwerts zu verdecken, sondern auch auf dem Feld der Partnersuche und Liebeswerbung eine zentrale Rolle spielt, haben Balzac, Proust und nicht zuletzt Benjamin im Detail aufgezeigt.

Gefühlen suggerieren und den einzelnen förmlich ermächtigen, das Irrationale und Unverfügbare, das der Liebe anhaftet³⁹, in den Griff zu bekommen. Freilich sollte man eines nicht verkennen: Die berechnende, kalkulierende und manipulative Haltung zum Gefühl der Liebe und zur Sprache der Liebe ist keine blanke Illusion, die per se und dann auch noch rasch scheitern muss. In gewissem Umfang – das belegen die Fakten, auf die sich zum Beispiel Arlie Hochschilds eindrucksvolle Studie (1990) bezieht – ist das Herz käuflich und das Gefühl ein Produkt diskursiver Praktiken, in denen historisch variable Codes zur Anwendung gelangen. (Vgl. Foucault 1977; Luhmann 1982). Beck-Gernsheim hat das Spannungsfeld, in dem Liebe und Liebeskommunikation angesiedelt sind, treffend umrissen: »Einerseits sind Gefühle [...] ein ›bewußtes Konstrukt‹, ein Produkt inneren Aushandelns, d.h. zum Teil vom Kopf gesteuert.« Andererseits sind Gefühle »irrational und deshalb gefährlich. Sie sind die großen Verführer, die unsere Wahrnehmung verzerren, uns täuschen.« (1990: 9)⁴⁰

IV. Daten und Optionen

Wenn es zutrifft, dass nicht allein auf dem Feld der Liebe und Paarbildung, sondern auch in anderen Lebensbereichen die handlungsorientierende Kraft von Normen und Werten im Schwinden begriffen ist, dann sind die Individuen mit einer Situation konfrontiert, die sie als Chance zur kreativen Selbstentfaltung oder als Gefahr der Überforderung deuten können. Dass die avancierten Kommunikationsmedien bei der Bewältigung der vorliegenden Probleme eine entscheidende Rolle spielen, steht außer Frage. Manche (z.B. Habermas) betrachten sie als öffentlich zugängliche Arenen, in denen neue, zeitgerechtere Normen vorgeschlagen, diskutiert und in Geltung gesetzt werden können. Andere (z.B. Luhmann) halten diese Lösung für hoffnungslos ›alt-europäisch‹ und unangemessen; sie weisen den Medien vielmehr die Aufgabe zu, die Gesellschaft mit einem Fundus an Themen auszustatten, aus dem in jeder Lebenslage Sinnelemente zu entnehmen sind, die erfolgreiche Anschlusskommunikationen gewährleisten. Während dort Normen und Werte als unverzichtbare Orientierungsmarken des Handelns gelten, erscheinen sie hier als Regulationsmechanismen, die sich den Veränderungen in einer extrem dynamischen Gesellschaft nicht genügend anpassen können und

39 Die Maßlosigkeit und Unvernünftigkeit der Liebe ist bekanntlich eines der großen Themen der antiken und frühneuzeitlichen Tragödie.

40 Vgl. hierzu auch die vorzüglichen Überblicksartikel von Neckel (2005, 2006).

daher teils durch elastischere Richtgrößen, teils durch latente Strukturen (etwa die oben schon erwähnten Konsensfiktionen) ersetzt werden müssen.

Es gibt freilich noch andere Möglichkeiten⁴¹: An die Stelle der Normen und Werte können nämlich auch medial präsentierte Datenlandschaften treten, in denen sich die einzelnen Akteure frei positionieren. Nicht länger dienen explizite Vorschriften, nach denen man sich zu richten hat, als Bezugspunkte des Handelns, sondern soziale Mit- oder Nachschriften, aus denen sich Informationen über das Verhalten der Anderen entnehmen lassen, die durch eigene Erfahrungen und Anschauungen nicht gewonnen werden können. Das in den Medien dargebotene Material, das durch eine ständig auf den aktuellsten Stand gebrachte Selbstbeobachtung der Gesellschaft gewonnen wird, erzeugt – trotz der zumeist suggestiven Präsentation – keine Verhaltenszwänge, stellt keine Forderungen, sondern ist ein Angebot, aus dem jedes Individuum frei wählen kann. Zu den hervorstechendsten Merkmalen der medial zugänglich gemachten Informationen gehört ihre sogenannte ›normalistische‹ Struktur. So ergibt etwa die statistische Aufbereitung der Daten in den unterschiedlichsten Bereichen eine stets wiederkehrende Art der Verteilung: Bestimmte Verhaltensweisen und Meinungen treten gehäuft auf und andere eher selten. Man spricht in diesem Zusammenhang von der ›Normalverteilung‹, die sich durch ›Gauß-Kurven‹ bzw. ›Glockenkurven‹ mit hohen Werten im mittleren Bereich und geringeren Werten in den beiden Randzonen veranschaulichen lässt.

Orientierungsbedürftige Subjekte können nun mit den gelieferten Daten auf zwei grundsätzlich unterschiedliche Arten umgehen: Einerseits können sie das homogene Datenfeld durch scharfe Schnitte unterteilen und so das Normale vom Anormalen, Abweichenden, Krankhaften etc. abtrennen – Jürgen Link bezeichnet diese Einfeldstellung als »proto-normalistisch« (1996: 75ff.) –; andererseits können sie sich auf die kontinuierliche Anordnung der Daten, die keine Anhaltspunkte für deutliche Grenzziehungen liefert, als angemessene Repräsentation der Verhältnisse einlassen und je nach Situation und Zeitpunkt eine für sie günstige Position im Datenfeld anstreben bzw. einnehmen. Letztere Haltung wird »flexibel normalistisch« genannt und hat sich in den letzten Jahren für zahlreiche Individuen als eine attraktive Form des Umgangs mit den eigenen Orientierungsbedürfnissen erwiesen. Besonders anziehend an der flexibel normalistischen Einstellung ist die durch sie ermöglichte Kombination von individueller Wahlfreiheit und der gleichzeitig gewährten

41 Vgl. hierzu im Detail Link (1996), Funken (2001) sowie Ellrich (2001, 2007).

vom Internet-Partner ein besseres, annähernd authentisches Bild zu gewinnen. In Wahrheit aber arbeitet man – wie Illouz darlegt – an der Fragmentierung der subjektiven Identität und weicht einer Begegnung mit dem Anderen, die das Prädikat »holistisch« (2006: 155) verdient, aus. Bemerkenswert und problematisch an dieser Diagnose ist der generalisierende Zugriff: Einzelne Aspekte von Internet-Nutzungen werden zunächst als Indizien für das gesamte Feld des Internet-Einsatzes gedeutet und sodann – unter Rekurs auf die zweifellos großartigen Wahrnehmungs- und Körpertheorien von Merleau-Ponty und Husserl – als mögliche Quellen von Pathologien ausgemacht. Am Ende ergibt sich das Bild einer fatalen »libidinösen Beziehung« von Hyperrealität und »Hyperrationalität« (2006: 168), die dem Menschen als leib-seelischer Einheit nur schaden kann. Die Dating-Praxis, in deren Verlauf die reale Konfrontation mit dem Körper des Anderen verzögert und (unterschiedlich lange) aufgeschoben wird, gilt als handgreifliches Indiz für unterschwellige Effekte der Computertechnik insgesamt.

Empirische Studien zu den diversen Formen der Repräsentation des Körpers in den virtuellen Welten (Chats, MUDs, MOOs, digitale Kunstperformances etc.) belegen freilich, dass Illouz' einfache Beschreibung und Bewertung der Sache nicht gerecht wird.⁴⁶ Von einer »Auslöschung« oder Überwindung des Körpers kann – im strengen Sinne – keine Rede sein. Die »klassischen« KI-Fantasien, die durch Bücher von Marvin Minsky und Hans Moravec viel Verbreitung fanden und jüngst noch einmal in der Variante von Ray Kurzweil für Aufregung sorgten, haben keinen deutlichen Niederschlag in den konkreten Netzoperationen gefunden. Ein anderer Eindruck herrscht vor: Die mediale Distanzierung des Körpers ist derart offensichtlich, dass sie gerade dadurch die Aufmerksamkeit der

Nutzer und Nutzerinnen weckt und förmlich nach einer spezifischen Art der »Wartung« verlangt. Zuweilen stößt man auch auf merkwürdige Kompensationsphänomene. So werden im Netz erstaunlich oft traditionelle Signale für körpergebundene Geschlechtsmarkierungen, die im »Real Life« bereits ins Wanken oder aus der Mode gekommen sind, eingefordert und akzeptiert. (Vgl. Funken 2004: 208)

Grundsätzlich sind zwei Typen der Körper-Thematisierung im Kontext der Computertechnik zu unterscheiden. Diese beiden Typen lassen sich mit den Begriffen »digitaler Körper« und »Körperkonstruktion« charakterisieren. Der Ausdruck »digitaler Körper« (vgl. Funken 2005: 218ff.) bezeichnet den Fokus medialer Experimente, die eine substantialistische Note aufweisen. Hier wird die Computertechnik zum Einsatz gebracht, um zu leibgrundierten Eigenheiten vorzustoßen (Ekelschwellen, vegetative Vorgänge, Schmerzgrenzen, Formen der Panik und der Euphorie etc.), die den Akteuren einen Zugang zur Wahrheit des Körpers verschaffen sollen. Der Kontrollverlust, die Erfahrung der Unverfügbarkeit, das Erlebnis, schlagartig oder kaum merklich aus einer aktiven Position in eine passive Lage zu geraten, sind dabei nicht nur einkalkuliert, sondern entscheidende Aspekte der Versuchsanordnung.⁴⁷ Mit Blick auf das »Wesen« körperlicher Nähe zu anderen Personen, also auf intime Beziehungen und Phänomene wie partnerschaftliche Liebe oder geteiltes Glück, erteilt gerade der virtuose und bis ins Detail geplante Umgang mit dem Computer eine fast überdeutliche Lehre: Die letzten Wahrheiten und tiefsten Gefühle unterliegen nicht unserer noch so technisch gestützten Verfügungsmacht, sie fallen uns entweder zu oder bleiben uns versagt.⁴⁸

Der Ausdruck »Körperkonstruktion« (vgl. Funken 2005: 226ff.) indiziert hingegen einen subjektivistischen, inszenatorischen Bias. Der Körper wird hier als Zeichenkörper in Regie genommen.⁴⁹ Er ist Gegenstand eines theatralischen Spiels mit Gemeinplätzen aus dem Fundus des Alltagswissens, dem Reverenz erwiesen wird. Der Reiz liegt nicht in der möglichen Demontage, sondern in der Wiederholung des realweltlich Gültigen und Unhintergehbaren auf einer »höheren« digitalen Ebene. So

»Aktionismus« zu brechen. Man darf bei derartigen Feststellungen aber nicht den Wandel der sozialen Funktion des Körpers außer Acht lassen. Denn die gravierende Veränderung der Kontroll- und Ordnungsformen in der Moderne hat dazu beigetragen, den Körper zur individuellen Verwendung und Gestaltung weitgehend freizugeben. Vgl. zu diesem Prozess u.a. Bette (1987) und Ellrich (1997).

46 Um tragfähige Aussagen über gesamtgesellschaftliche Trends zu gewinnen, muss man die ohnehin schon vielfältigen Formen des Internet-Datings in den Kontext weiterer Internet-Anwendungen stellen. Die meisten Besucher von Dating-Foren nutzen nämlich auch andere Kommunikations- und Spielmöglichkeiten, die das Netz bietet. Zudem interessieren sie sich für ausgefallene Offline-Praktiken der Partnersuche. Das gilt natürlich nicht für Personen, die sich selbst als körperlich unattraktiv einschätzen und daher zum Beispiel Speed-Dating-Dienste im »Real Life« (vgl. Wittel 2006: 179f.) eher meiden; es sei denn, sie werden als Crash-Kurse zur radikalen Schüchternheitstherapie betrachtet.

47 Ein erhellendes Beispiel liefert das digitale Kunstwerk der Kanadierin Char Davis, das den User/-innen die Möglichkeit verschafft, in eine virtuelle Umgebung buchstäblich »einzutauchen« und die Erfahrung »virtueller Körperlichkeit« als Ausgangspunkt für eine neue Begegnung mit dem eigenen »realen Körper« zu nutzen. (Vgl. Funken 2005: 222ff.)

48 Damit korrespondiert das Konzept des »digitalen Körpers« mit Einsichten einer Theorie des Glücks in der Moderne, wie sie Dieter Thomä (2003) entworfen hat.

49 Man arbeitet mit Emoticons, Akronymen oder auch Körpermetaphern, die Habitus, Mimik, körperliche Befindlichkeiten und Reaktionen simulieren.

wird – zumindest dem Anschein nach – der Grad an Verfügung gesteigert. Dass der Körper im alltäglichen Kampf-Spiel der Geschlechter einen kaum entbehrlichen Zündstoff liefert, der die Gefühle zu entflammen vermag, diese triviale Weisheit bleibt auch – Donna Haraways »Manifesto for Cyborgs« zum Trotz – bei den Netzakteuren gegenwärtig. Wollte man sie in die Sprache der Kommunikationssoziologie übersetzen, würde sich das zum Beispiel folgendermaßen anhören:

»Ein nicht unwesentliches Charakteristikum von Intimbeziehungen liegt in der Verdichtung sozialer Wirklichkeit durch Zugang zur Körpersphäre des anderen und dem damit verbundenen Integrationspotential. [...] Die verbreitete Meinung, dass erst der Körper Authentizität beglaubigt, zeigt sich vor allem da, wo gesprochene Sprache versagt, sich der Blick abwendet oder Schweigen an die Stelle von verbalen Veranstaltungen tritt.« (Loenhoff 1998: 207)

Diese sozial fundierende Körperlichkeit wird im Netz gar nicht bestritten; sie wird hingegen aufgegriffen und in der virtuellen Welt re-konstruiert, wobei unterschiedliche Wege zur Auswahl stehen:

Erstens kann man sich wie ein »flexibler Normalist« verhalten und aufmerksam beobachten, wie die übrigen Akteure bei ihrer Selbstpräsentation im Netz vorgehen. Mit Blick auf ein Feld hochinformativer Daten lässt sich das eigene Körperbild dann so entwerfen, dass es nach eigenem Belieben im dicht besetzten Mittelbereich oder in den beiden schwächer frequentierten Randzonen positioniert ist. Die flexibel-normalistische Haltung verknüpft mimetische und optionalistische Elemente, impliziert aber nicht die Vorstellung, etwas völlig Neues erschaffen zu können. Alle möglichen, frei wählbaren Varianten stellen nur Positionsverschiebungen innerhalb einer homogenen, kontinuierlichen Anordnung der Daten dar.

Zweitens kann man die Transformation des Körpers in Zeichen als einen kreativen gestalterischen Akt betrachten, der sich auf keine, wie auch immer gearteten (weit verbreiteten oder außergewöhnlichen) Vorgaben bezieht. Der virtuelle Körper ist hier der Stoff, bei dessen Bearbeitung sich die Souveränität des Subjekts dadurch bekundet, dass es ihm eine bislang unbekannte Form zu geben vermag, der man sich erst nachträglich mit den unzulänglichen, aber pragmatisch ergiebigen Mitteln des Vergleichs oder dem altbewährten Schema von Identität und Differenz anzunähern sucht.

Auf den beiden geschilderten Wegen machen die Akteure (die flexiblen Normalisten ebenso wie die Innovationsgläubigen), die sich im Übrigen auf kaum einen gemeinsamen Nenner bringen lassen dürften, ein und dieselbe Erfahrung: Die mediale Distanzierung bringt den Körper nicht zum Verschwinden, im Gegenteil, sie macht ihn interessant und promo-

viert ihn zu einem Phänomen, das durch die Vielzahl der informationstechnischen Perspektiven, unter denen er sich darzubieten vermag, an Bedeutung gewinnt.

VI. Vorläufige Nachgedanken

Sollten unsere (in den Abschnitten IV und V vorgetragenen) Überlegungen stichhaltig sein, so besteht wenig Anlass, die Anbahnung und Entfaltung von Paarbeziehungen im Internet unter Generalverdacht zu stellen. Weder zeigt die Verwendung von standardisierten Fragebögen und der Einsatz von Daten-Ensembles zur Selbstprofilierung schon eine Tendenz zur Verdinglichung der eigenen Person bzw. des gesuchten Partners an, noch kann aus der Internet-bedingten Privilegierung von Worten und Zeichen gegenüber den unmittelbaren Anschauungen im direkten Face-to-Face-Kontakt auf die Destruktion elementarer körperlicher Voraussetzungen zur Erfüllung menschlicher Liebeswünsche geschlossen werden. Die gewöhnlichen Krisen und Enttäuschungen, die Paarbeziehungen begleiten, und die »allgemeinste Erniedrigung des Liebeslebens«, über die Sigmund Freud schon 1912 im Interesse seiner Leser/-innen Auskunft erteilte, lassen sich durch das Internet-Dating und andere Formen computerbasierter Begegnungsformen kaum steigern oder radikalieren. Freilich sollte man sich auch keine allzu rasche Verbesserung der Lage durch kommunikationstechnische Errungenschaften erwarten. Mit den Chancen steigen bekanntlich die Gefahren. Aber immerhin birgt die Liebe zur Gefahr auch Chancen für komplexere Lösungen, von denen wir heute vielleicht nur träumen können.

Literatur

- Agger, Ben (2004): *Speeding Up Fast Capitalism. Cultures, Jobs, Families, Schools, Bodies*, Boulder: Paradigm Publications.
- Barthes, Roland (1988): *Fragmente einer Sprache der Liebe* [1977], Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Beck, Ulrich (1986): *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*, Frankfurt/M: Suhrkamp.
- Beck-Gernsheim (1990): »Vorwort: Kleine Expedition ins Labor der Gefühle«. In: Arlie Russel Hochschild, *Das gekaufte Herz. Die Kommerzialisierung der Gefühle*, Frankfurt/New York: Campus, S. 9–23.
- Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth (1990): *Das ganz normale Chaos der Liebe*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

- Bell, Daniel (1976): Die Zukunft der westlichen Welt. Kultur und Technik im Widerstreit [1976], Frankfurt a.M.: Fischer.
- Ben-Ze'ev, Aaron (2004): Love Online. Emotions on the Internet, Cambridge, UK: Cambridge University Press.
- Bette, Karl-Heinrich (1987): »Wo ist der Körper?« In: Dirk Baecker u.a. (Hg.), Theorie als Passion, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 600–628.
- Bierhoff, Hans/Grau, Ina (1999): Romantische Beziehungen: Bindungen, Liebe, Partnerschaft, Bern: Huber.
- Bloch, Ernst (1959): Das Prinzip Hoffnung, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Boltanski, Luc/Chiapello, Eve (2003): Der neue Kapitalismus [1999], Konstanz: UKV.
- Bühler-Ilieva, Eveline (2006): Einen Mausklick von mir entfernt, Marburg: Textum Verlag.
- Campbell, Colin (1987): The Romantic Ethic and the Spirit of Modern Consumerism, Oxford: Blackwell.
- Döring, Nikola (2003): »Internet-Liebe: Zur Mediatisierung intimer Kommunikation«. In: Joachim R. Höflich/Julian Gebhardt (Hg.), Vermittlungskulturen im Wandel. Brief, E-mail, SMS, Frankfurt a.M.: Peter Lang Verlag, S. 233–263.
- Eckert, Roland/Hahn, Alois/Wolf, Marianne (1989): Die ersten Jahre junger Ehen, Frankfurt/New York: Campus.
- Ellrich, Lutz (1997): »Der medialisierte Körper«. In: Barbara Becker/Michael Paetau (Hg.), Virtualisierung des Sozialen, Frankfurt/New York: Campus, S. 135–162.
- Ellrich, Lutz (2000): »Das Böse, das Gute, der Sex«. In: Urs Stäheli/Friedrich Balke (Hg.), Big-Brother-Beobachtungen, Bielefeld: transcript, S. 99–126.
- Ellrich, Lutz (2001): »Medialer Normalismus«. In: Jutta Allmendinger (Hg.), Gute Gesellschaft?, Opladen: Leske+Budrich, S. 372–398.
- Ellrich, Lutz (2007): »Normativität und Normalität«. In: Christina Bartz (Hg.), Spektakel des Normalismus, München: Fink (im Druck).
- Foucault, Michel (1977): Sexualität und Wahrheit [1976], Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Funken, Christiane (1999): »Geschlechtszugehörigkeit im Internet«. Freiburger FrauenStudien: Crossdressing und Maskerade 5, S. 91–107.
- Funken, Christiane (2001): »Zur wissenschaftlichen und multimedialen Konstitution sozialer Ordnung«. In: Jutta Allmendinger (Hg.), Gute Gesellschaft?, Opladen: Leske+Budrich, S. 367–371.
- Funken, Christiane (2003): »Digitale Identitäten«. In: Carsten Winter/Tanja Thomas/Andreas Hepp (Hg.), Medienidentitäten. Identität im

- Kontext von Globalisierung und Medienkultur, Köln: Halem Verlag, S. 282–298.
- Funken, Christiane (2004): »Female, Male, Neuter, Either: Gibt es ein Geschlecht im Internet?« In: Udo Thiedecke (Hg.), Soziologie des Cyberspace, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 193–211.
- Funken, Christiane (2005): »Der Körper im Internet«. In: Markus Schroer (Hg.), Soziologie des Körpers, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 215–240.
- Giddens, Anthony (1993): Wandel der Intimität. Sexualität, Liebe und Erotik in modernen Gesellschaften [1992], Frankfurt a.M.: Fischer.
- Habermas, Jürgen (1956): »Illusionen auf dem Heiratsmarkt«. Merkur 10, S. 996–1004; unautorisierter Wiederabdruck in (1970): Arbeit – Erkenntnis – Fortschritt, Amsterdam: de Munter, S. 81–91.
- Hahn, Alois (1983): »Konsensfiktionen in Kleingruppen. Dargestellt am Beispiel von jungen Ehen«. In: Friedhelm Neidhardt (Hg.), Gruppensoziologie, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 210–232.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1968): Grundlinien der Philosophie des Rechts [1821], Frankfurt a.M.: Fischer.
- Hochschild, Arlie Russel (1990): Das gekaufte Herz. Die Kommerzialisierung der Gefühle, Frankfurt/New York: Campus.
- Honneth, Axel (2002a): »Einleitung«. In: ders. (Hg.), Befreiung aus der Mündigkeit. Paradoxien des gegenwärtigen Kapitalismus, Frankfurt/New York: Campus, S. 7–12.
- Honneth, Axel (2002b): »Organisierte Selbstverwirklichung. Paradoxien der Individualisierung«. In: ders. (Hg.), Befreiung aus der Mündigkeit. Paradoxien des gegenwärtigen Kapitalismus, Frankfurt/New York: Campus, S. 141–158.
- Honneth, Axel (2003): »Vorwort«. In: Eva Illouz: Der Konsum der Romantik, Frankfurt/New York: Campus, S. VII–XXI.
- Honneth, Axel (2005): Verdinglichung. Eine anerkennungstheoretische Studie, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Horkheimer, Max/Adorno, Theodor W. (1969): Dialektik der Aufklärung [1947], Frankfurt a.M.: S. Fischer.
- Illouz, Eva (2003): Der Konsum der Romantik. Liebe und die kulturellen Widersprüche des Kapitalismus [1997], Frankfurt/New York: Campus.
- Illouz, Eva (2006): Gefühle im Kapitalismus, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Imhof, Kurt (2003): »Politik im ›neuen‹ Strukturwandel der Öffentlichkeit«. In: Armin Nassehi/Markus Schroer (Hg.), Der Begriff des Politischen, Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft, S. 401–417.

- Jagger, Elizabeth (1998): »Marketing the Self, buying an other: Dating in a post modern consumer society«. *Sociology. Journal of the British Sociological Association* 32, S. 795–814.
- Kant, Immanuel (1956): *Die Metaphysik der Sitten* [1791], Wiesbaden: Insel.
- Lacan, Jacques (1975): *Schriften II* [1966], Olten: Walter.
- Landfester, Ulrike (2004): »Von der Liebe zur Konsenshalluzination«. In: Udo Thiedecke (Hg.), *Soziologie des Cyberspace*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 215–239.
- Lenz, Karl (1998): »Romantische Liebe – Ende eines Beziehungsideals?«. In: Cornelia Hahn/Günter Burkart (Hg.), *Liebe am Ende des 20. Jahrhunderts. Studien zur Soziologie intimer Beziehungen*, Opladen: Leske+Budrich, S. 65–86.
- Link, Jürgen (1996): *Versuch über den Normalismus*, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Loenhoff, Jens (1998): »Kommunikation in Liebesbeziehungen«. In: Cornelia Hahn/Günter Burkart (Hg.), *Liebe am Ende des 20. Jahrhunderts. Studien zur Soziologie intimer Beziehungen*, Opladen: Leske+Budrich, S. 199–216.
- Luhmann, Niklas (1969): *Liebe als Passion* (Seminarvorlage, 49 S.), Dortmund.
- Luhmann, Niklas (1975): *Soziologische Aufklärung 2*, Opladen.
- Luhmann, Niklas (1980ff.): *Sozialstruktur und Semantik*, 4. Bde., Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1982): *Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1995): »Wahrnehmung und Kommunikation sexueller Interessen« [1989]. In: ders.: *Soziologische Aufklärung 6*, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 189–203.
- Luhmann, Niklas (1997): *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, 2. Bde., Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Meuser, Michael (1998): »Vergesellschaftete Intimität. Geschlechterpolitik und Liebe«. In: Cornelia Hahn/Günter Burkart (Hg.), *Liebe am Ende des 20. Jahrhunderts. Studien zur Soziologie intimer Beziehungen*, Opladen: Leske+Budrich, S. 217–233.
- Neckel, Sighard (2005): »Emotion by design. Das Selbstmanagement der Gefühle als kulturelles Programm«. *Berliner Journal für Soziologie* 15, S. 419–430.
- Neckel, Sighard (2006): »Kultursoziologie der Gefühle«. In: Rainer Schützeichel (Hg.), *Emotionen und Sozialtheorie*, Frankfurt/New York: Campus, S. 124–139.

- Orr, Andrea (2004): *Meeting, Mating, and Cheating. Sex, Love, and the New World of Online Dating*, Upper settle River, NJ.: Reuters.
- Reckwitz, Andreas (2006): *Das hybride Subjekt*, Weilerswist: Velbrück.
- Schelsky, Helmut (1955): *Soziologie der Sexualität*, Hamburg: Rowohlt.
- Schonfield Clark, Linn (1998): »Dating on the Net: Teens and the Rise of »pure« Relationships«. In: Stephen G. Jones (Hg.), *Cybersociety 2.0. Revisiting Computer-Mediated Communication and Community*, Thousand Oaks: Sage, S. 159–183.
- Thomä, Dieter (2003): *Vom Glück in der Moderne*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Wittel, Andreas (2006): »Auf dem Weg zu einer Netzwerk-Sozialität«. In: Andreas Hepp/Friedrich Krotz/Carsten Winter (Hg.): *Konnektivität, Netzwerk und Fluss. Konzepte gegenwärtiger Medien-, Kommunikations- und Kulturtheorie*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 163–188.

sozialen Einbettung oder gar Eingliederung in das Bestehende.⁴² Der Einzelne hat den Eindruck, dass er sich in einem Feld hinreichend verlässlicher medialer Informationen⁴³ über die Wahlentscheidungen aller anderen Akteure souverän bewegen kann und nach Bedarf Halte- oder Zielpunkte findet. Diesem zwanglosen Umgang mit Datenmaterial, das in übersichtlichen Kurven, Diagrammen, Schemata, Schaubildern etc. eine zumeist leicht handhabbare Gestaltung findet, korrespondiert auch eine legere Beziehung zu Standardisierungen, Mustern, Fragebögen, Profil-Schablonen etc. Von Vorlagen dieser Art geht keine bezwingende Kraft auf die Subjekte aus. Sie werden daher auch nicht als Gebilde interpretiert, die einen latenten oder manifesten Anspruch erheben, dem man sich unbedingt beugen müsste. Statt die Akteure auf bestimmte Optionen festzulegen, eröffnen sie vielmehr einen Raum von Möglichkeiten, der durchquert werden kann, ohne dass die explorativen Schritte von hemmenden Gefühlen der Angst oder Ohnmacht begleitet sind. Jede Bestimmung und Fixierung innerhalb eines verdateten Feldes trägt den Index der sachlichen, zeitlichen und sozialen Revidierbarkeit und verliert deshalb auch nie seinen letztlich provisorischen Charakter.

Aus der Warte dieser flexibel-normalistischen Weltansicht, die sich zunehmend verbreitet und immer mehr Zuspruch findet, erscheinen die klinischen Züge der Dating-Praxis nicht als alarmierende Signale menschlicher Selbstverfehlung, sondern eher als mehr oder minder nützliche Handwerkszeuge im Rahmen von Probehandlungen, die zumeist eine sinnvolle Ergänzung der Partnersuche im ›Real Life‹ darstellen und nur selten als deren vollständiges Substitut betrachtet werden. In Anbetracht

42 Eine vergleichbare Diagnose zur optionalistisch verfassten Gegenwartskultur hat Reckwitz (2006: 441–628, insbes. 544ff.) abgegeben. So behauptet er z.B., dass es »seit den 1970 und 80er Jahren« zu einer »Transformation der leitenden konsumatorischen Praktiken von einem normalistischen zu einem individualistischen Konsum« (2006: 557) gekommen ist. Übersetzt man diese Diagnose in die Terminologie, die Jürgen Link (1996) vorgeschlagen hat, so handelt es sich dabei um die Transformation von einer primär am Durchschnitt qua Normalität orientierten proto-normalistischen Massenkultur (der Angestellten) zu einer flexibel-normalistischen Haltung in der Spät- oder Postmoderne.

43 Es handelt sich dabei 1. um statistisch aufbereitete Informationen über die ganze Bandbreite des erfassbaren Verhaltens, 2. um populäre Gameshows, Talkshows, Reality Soaps etc., also um Formate, die Experimentier-Räume zur Verfügung stellen, in denen darüber diskutiert und jeweils ad hoc entschieden wird, was derzeit akzeptabel und inakzeptabel ist, und 3. um die mediale Darbietung spektakulärer Einzelfälle, die bei den Zuschauern einerseits Angst schüren, andererseits (durch die deutlich markierte statistische Seltenheit) auch wieder beruhigend wirken.

der vorhandenen Orientierungsprobleme auf dem Feld von Liebe und Partnerschaft bietet sich das Internet-Dating nicht zuletzt auch als ein geeignetes Gefühls- und Reaktions-Training an. Hier wird der kühle, aber keineswegs böse Blick auf den Markt voller Rivalen, Konkurrenten und Solidargenossen mit der Lust an der menschlichen Wahl- und Handlungsfreiheit auf sehr produktive Weise verknüpft.

V. Die vermeintliche Entprivilegierung des Körpers im Netz

Auch in einer weiteren Hinsicht zerstreuen sich bei näherer Betrachtung und verändertem Blickwinkel die starken Bedenken, die von Seiten der Systemtheorie und der Kritischen Theorie der Gesellschaft vorgetragen werden. Beide Ansätze warnen ja (wenn auch aus unterschiedlichen Gründen) vor einer unangemessenen Vernachlässigung bzw. falschen Gewichtung des Körpers.⁴⁴ Luhmann beanstandet (wie oben dargelegt) die spätmoderne Unterschätzung der kommunikationsfreien Wahrnehmung in Liebesdiskursen und Anbahnungspraktiken. Und Illouz zeigt, dass »die Vorstellungskraft im Internet« – im Unterschied zur körperzentrierten »romantische[n] Vorstellungskraft« – sich in einer Weise entfaltet, die den Körper virtualisiert und damit »die Wahrnehmung ihres existentiellen Hintergrunds« beraubt. Das vertextete Wissen, mit dem die Subjekte einander im Netz umgarnen, ist »entbettet und losgelöst von kontextueller und praktischer Kenntnis der anderen Person« (2006: 154). Man lässt sich zu dieser Ausdünnung oder gar Auslöschung des Körpers verleiten, weil man glaubt auf diesem Wege dem eigenen Selbst »einen scheinbar vollständigeren Ausdruck« zu geben (2006: 114)⁴⁵ und auch

44 Eine Inhaltsanalyse von Kontaktanzeigen aus dem Jahre 1995 hat ergeben: »that the body is central to identity für both men and women«. Darüber hinaus ist deutlich geworden, »that traditional gendered stereotypes may now be changing as men and women deal with a context of a novel set of conditions« (Jagger 1998: 795).

45 Damit fügt sich die Internet-Nutzung – wie es auf den ersten Blick scheint – in das abendländische Projekt der Unterwerfung des Körpers unter den Geist ein. Dass gerade auch die diskursive Transzendierung der körperlichen Liebe ein wesentlicher Teil unserer platonisch-christlich geprägten Kultur (gewesen) ist, hat insbesondere Foucault herausgearbeitet: »Die Sexualität ist für unsere Kultur nur als gesprochene von entscheidender Bedeutung« (Foucault 1977: 176). Aus diesem Grunde musste, seiner Ansicht nach, auch das 68er-Projekt der freien körperlichen Liebe ebenso scheitern wie ähnlich radikale Versuche, die okzidentale Tradition durch erotischen